



Rudolf Smend

Kritiker und Exegeten

Porträtskizzen zu vier Jahrhunderten
alttestamentlicher Wissenschaft

V&R Academic

Rudolf Smend

Kritiker und Exegeten

Porträtskizzen zu vier Jahrhunderten
alttestamentlicher Wissenschaft

Vandenhoeck & Ruprecht

Mit 53 Abbildungen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-647-53142-7

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

© 2017, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG,
Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen /
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U. S. A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Hans-Peter Müller †

Walter Dietrich

Christoph Levin

Christoph Bultmann

meinen Assistenten 1965–1998

Inhalt

Vorwort	XI
Die Buxtorfs (1564–1732)	1
Johannes Buxtorf I (1564–1629)	1
Johannes Buxtorf II (1599–1664)	17
Johann Jacob Buxtorf (1645–1704)	28
Johannes Buxtorf III (1663–1732)	32
Samuel Bochart (1599–1667)	36
Baruch de Spinoza (1632–1677)	50
Richard Simon (1638–1712)	67
Johann Gottlob Carpzov (1679–1767)	97
Jean Astruc (1684–1766)	108
Robert Lowth (1710–1787)	124
Johann David Michaelis (1717–1791)	140
Johann Gottfried Herder (1744–1803)	154
Johann Gottfried Eichhorn (1752–1827)	176
Wilhelm Martin Leberecht de Wette (1780–1849)	192
Wilhelm Gesenius (1786–1842)	207
Friedrich Bleek (1793–1859)	226
Ernst Wilhelm Hengstenberg (1802–1869)	240
Heinrich Ewald (1803–1875)	258
Franz Delitzsch (1813–1890)	278
Abraham Kuenen (1828–1891)	300
Adolf Kamphausen (1829–1909)	317
Emil Kautzsch (1841–1910)	332

VIII

Inhalt

Julius Wellhausen (1844–1918)	343
Bernhard Duhm (1847–1928)	357
Bernhard Stade (1848–1906)	372
Hermann Guthe (1849–1936)	386
Karl Budde (1850–1935)	404
Rudolf Smend (1851–1913)	420
Rudolf Kittel (1853–1929)	454
Karl Marti (1855–1925)	482
Johannes Meinhold (1861–1937)	488
Hermann Gunkel (1862–1932)	501
Alfred Rahlfs (1865–1935)	515
Alfred Bertholet (1868–1951)	525
Otto Procksch (1874–1947)	543
Hugo Greßmann (1877–1927)	560
Gustav Hölscher (1877–1955)	569
Martin Buber (1878–1965)	598
Ludwig Köhler (1880–1956)	634
Albrecht Alt (1883–1956)	648
Sigmund Mowinckel (1884–1965)	678
Otto Eißfeldt (1887–1973)	691
Walter Baumgartner (1887–1970)	708
Wilhelm Rudolph (1891–1987)	729
Johannes Hempel (1891–1964)	747
Wilhelm Vischer (1895–1988)	770
Gerhard von Rad (1901–1971)	794
Martin Noth (1902–1968)	825
Isac Leo Seeligmann (1907–1982)	847
Walther Zimmerli (1907–1983)	871
Hans Walter Wolff (1911–1993)	894

Lothar Perlitt (1930–2012)	925
Diethelm Michel (1931–1999)	934
Timo Veijola (1947–2005)	948
 Nachweis der Erstveröffentlichungen	 983
Bildnachweis	987
Namenregister.....	989

Vorwort

Am Beginn des Studienjahres 1900/01 bekamen die Berliner Studenten von ihrem Rektor, dem Kirchenhistoriker Adolf Harnack, diesen Rat auf den Weg: „Was Sie auch studieren mögen, vernachlässigen Sie die Geschichte nicht, die große Geschichte und die Ihrer Wissenschaft. Glauben Sie nicht, daß Sie Erkenntnisse einsammeln können, ohne sich mit den Persönlichkeiten innerlich zu berühren, denen man sie verdankt, und ohne den Weg zu kennen, auf dem sie gefunden worden sind. Keine höhere wissenschaftliche Erkenntnis ist eine bloße Tatsache; eine jede ist einmal erlebt worden, und an dem Erlebnis haftet ihr Bildungswert. Wer sich damit begnügt, nur die Resultate sich anzueignen, gleicht dem Gärtner, der seinen Garten mit abgeschnittenen Blumen bepflanzt.“¹

Man würde diese Einsicht heute mit etwas anderen Worten ausdrücken, aber sie hat ihre Geltung nicht verloren. Mir wurde sie vertraut, als ich 1956/57 zwei Basler Preisaufgaben bearbeitete, die dem kritischen und exegetischen Lebenswerk W.M.L. de Wettes und den Methoden der Moseforschung galten. Nicht lange danach sagte mir lachend Martin Noth, er habe manchmal den Eindruck, dass die Alttestamentler mich mehr interessierten als das Alte Testament. Im gleichen Atem fügte er aber hinzu, ich solle meine wissenschaftsgeschichtlichen Nebenstudien nur ja nicht links liegen lassen; er selbst profitiere von ihnen. Auf seine Anregung ging es auch zurück, dass mir die Würdigung dreier seiner Bonner Vorgänger aus Anlass der 150-Jahrfeier der Universität (1968) übertragen wurde; leider musste schon bald der Nachruf auf ihn selber folgen. Ähnliche Anlässe und Aufträge, aber auch pure Neugier brachten es seitdem immer wieder mit sich, dass ich mich, meist über Monate, manchmal auch Jahre, mit einzelnen Vertretern der alttestamentlichen Wissenschaft beschäftigte, woraus sich nach und nach die Porträtskizzen ergaben, die nach zwei begrenzteren Vorgängern (Deutsche Alttestamentler in drei Jahrhunderten, Göttingen 1989, und From Astruc to Zimmerli, Tübingen 2007) dieser Band zusammenstellt. Die schon früher erschienenen Stücke wurden überarbeitet, eine Reihe neuer

1 A. Harnack, Reden und Aufsätze I (1906) 47f.

hinzugefügt. Da sie alle unabhängig voneinander entstanden sind, kann man sie in beliebiger Reihenfolge lesen.

Auf so etwas wie eine „Geschichte der alttestamentlichen Wissenschaft in Einzelporträts“ habe ich es nicht abgesehen. Sonst hätte es bei dem hier skizzierten Personenkreis nicht bleiben können, ein viel größeres Gewicht wäre auf Probleme, Methoden und Ergebnisse als solche zu legen gewesen, die einzelnen Gelehrten hätten noch konsequenter in den Zusammenhang der Schulen und Richtungen ihrer Zeit (oder in den Gegensatz dazu) gestellt werden müssen. Obwohl ich diese Faktoren nach Möglichkeit einbezogen habe, ging meine Absicht doch vor allem dahin, die „Persönlichkeiten“ vorzustellen – nicht nur, weil sie nach meiner Einsicht der bei weitem wichtigste Faktor in der Geschichte der Wissenschaft sind, sondern noch mehr, weil, *cum grano salis* gesagt, jede von ihnen zu ihrem Teil, auf ihre Weise und natürlich auch in ihren Grenzen die moderne alttestamentliche Wissenschaft überhaupt repräsentiert. Es gibt, so möchte ich weiter behaupten, unter den hier Porträtierten keinen einzigen, bei dem sich nicht irgendetwas lernen ließe. Der Weg dahin – und also auch dahin, „sich mit den Persönlichkeiten innerlich zu berühren“ – ist die Lektüre ihrer Schriften. Um Appetit auf eigenes Studium zu machen, habe ich möglichst viel im Wortlaut zitiert und dabei nicht nur die jeweilige Orthographie, sondern in manchen Fällen auch die ursprüngliche Sprache beibehalten; die Leserinnen und Leser, die ich mir vorstelle, werden sich dadurch nicht abschrecken lassen. Und schließlich: noch wichtiger als „sich mit den Persönlichkeiten innerlich zu berühren“ ist es, ihnen tätigen Respekt zu zollen in dem, was sie bei aller Verschiedenheit eint: im Dienst an dem einzigartigen Buch, das ihnen und uns die Synagoge und die Kirche, aber auch die Universität anvertraut haben.

Ich kann unmöglich die vielen Menschen aufzählen, die in fünf Jahrzehnten auf mancherlei Weise zur Entstehung dieses Buches beigetragen haben; soweit sie noch leben, seien sie auch hier meiner Dankbarkeit versichert. Zwei Freunde aus dem kirchenhistorischen Nachbarfach möchte ich aber doch ausdrücklich nennen, die die Arbeit in fast täglichen Gesprächen mit gutem Rat begleitet haben, der eine in den ersten, der andere in den letzten Jahren: Gerhard Goeters und Martin Keßler. Und einen besonderen Dank sage ich einmal mehr Herrn Dr. Peter Porzig, der in vielen Arbeitsgängen das ganze Manuskript aufbereitet hat.

Göttingen, den 17. Mai 2017

Rudolf Smend

Die Buxtorfs

1564–1732

Dem gründlichen Betrachter des Basler Münsters fällt auf, dass dort vier Epitaphe, zwei im Kreuzgang und zwei in der Krypta, einem Johannes Buxtorf, Professor der heiligen Sprache(n), gelten; bei einem von ihnen tritt als zweiter Vorname Jacob hinzu. Die vier Buxtorfs sind Vater, Sohn, Enkel und Ur-enkel gewesen¹ und haben in lückenloser Folge 142 Jahre lang auf einem und demselben Lehrstuhl gesessen. Der sogar in Basel einmalige Fall war nur dadurch möglich, dass die ersten beiden Namensträger kraft ihrer überragenden Bedeutung die beiden folgenden gewissermaßen nach sich zogen.

Johannes Buxtorf I

1564–1629

„Camensi Westphalo“ gilt das Epitaph für den ersten Basler Buxtorf an hervorragender Stelle des Münsterkreuzgangs hoch über dem Rhein. Der Mann, den seine Eigenschaften „urbi et orbi admirabilem reddiderunt“, der Stadt und der Welt bewunderungswürdig machten², stammte also nicht aus der Urbs, nämlich Basel, sondern aus dem kleinen Kamen in Westfalen, dessen Name allerdings heute dem Orbis, soweit er in Mitteleuropa Auto fährt, durch das „Kamener Kreuz“ kaum weniger geläufig ist als Basel.

Im frommen Basel gab man dem Weg von Kamen in die Urbs später ein großes Vorbild: „Wie einst Abraham aus Chaldaea gerufen wurde, um im fremden Land der Vater eines zahlreichen Volkes zu werden, dem Gott bestimmte, vor anderen seine Worte zu glauben, so wurde Johannes Buxtorf nicht ohne göttliche Weisung aus dem Land Westfalen nach Basel versetzt, um dort der Vater möglichst vieler durch (reine) Lehre und Tugend ausgezeichneter Männer zu werden, derer sich Gott zur Verkündigung seines Reiches aufs wirkungs-

¹ Allerdings nicht ganz in gerader Linie: der vierte war nicht Sohn, sondern Neffe des dritten.

² Maßgebliche Monographie: St.G. Burnett, *From Christian Hebraism to Jewish Studies. Johannes Buxtorf (1564–1629) and Hebrew Learning in the Seventeenth Century* (1996, im Folgenden: Burnett). Bleibend wertvoll aber auch E. Kautzsch, *Johannes Buxtorf der Ältere. Rectoratsrede* (1879, im Folgenden: Kautzsch).

vollste bedienen würde.“ So ein reichliches Jahrhundert später, 1704, Samuel Werenfels (1657–1740), Karl Barths Basler Mustertheologe³, in seiner (lateinisch gehaltenen) Gedenkrede auf den dritten Buxtorf⁴; um 1590 war das natürlich noch nicht abzusehen, und ganz ohne Umwege war der Weg von Kamen nach Basel auch nicht gewesen, ebenso wenig wie der von Ur nach Palästina.

Als sich der junge Kamener endgültig in Basel, der Urbs, ansässig machen und Margareta Curione heiraten wollte, die älteste Tochter seines Hausherrn Leo Curione und Enkelin des berühmten Humanisten Celio Secondo Curione – beider Epitaphe hängen nah dem seinen im Münsterkreuzgang –, wandte sich der künftige Schwiegervater an Joachim Buxtorf, Doktor der Rechte von Basel und Kanzler der Grafen von Waldeck in Korbach, den Onkel des Bewerbers, mit der Bitte um Auskunft über den Neffen. Der Kanzler antwortete am 31. Oktober 1592⁵, der Vater des Johannes, sein eigener Bruder, ebenfalls mit Namen Johannes, sei dreißig Jahre Pfarrer in Kamen gewesen, der Großvater, Severin, mehr als dreißig Jahre Bürgermeister ebendort; die Mutter, „pariter honesta“, also wohl: von gleich guter Herkunft, lebe seit zehn Jahren als Witwe. Mit besonderem Interesse wird Curione, der eine große Familie zu ernähren hatte, die Mitteilung über das nach Bezahlung der Studien verbliebene Vermögen des künftigen Schwiegersohns gelesen haben: fünfhundert Reichstaler, bei vertrauenswürdigen Leuten angelegt und in wenigen Jahren verfügbar.

Johannes Buxtorf war am ersten Weihnachtstag 1564 geboren, noch im Todesjahr des für ihn maßgeblichen Reformators Calvin. Sein Weg von Kamen nach Basel hatte zunächst über die Lateinschule in Hamm und das Gymnasium in Dortmund⁶ auf die Hohe Schule in Herborn geführt, wo er von 1585 bis 1588 Theologie studierte. Seine dortigen Lehrer waren Caspar Olevian, der „wichtigste Calvinschüler deutscher Zunge“⁷, und Johannes Piscator, später bekannt als Übersetzer und Kommentator der ganzen Bibel. Von ihm mit einem Empfehlungsschreiben an Johann Jakob Grynaeus in Basel ausgestattet, zog er im Frühjahr 1588 über Heidelberg dorthin weiter. Grynaeus (1540–1617), Antistes der Basler Kirche und Inhaber der ersten (neutestamentlichen) theologischen Professur, arbeitete seit Jahren an der Ausrichtung von Kirche und Universität auf ein streng reformiertes Bekenntnis⁸, und da kam ihm der Schüler Olevians und Piscators gerade recht: trotz seiner Jugend schien er der geeignete Mann für die Nachfolge des jüngst verstorbenen Professors der hebräischen Sprache oder, wie es dann auf seinem Grabstein heißen sollte, „linguae sanctae“ zu sein.

Der vakante Lehrstuhl gehörte nicht zur theologischen Fakultät, die überhaupt nur zwei Professoren aufwies, einen für das Neue und einen für das Alte

3 Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert (1947) 124–26.

4 Vita eximii viri Joh. Jacobi Buxtorfii (1705) 10f.

5 Univ. Bibl. Basel Ms G I 66, 52f.

6 Und vielleicht die Universität Marburg; so D. Tossanus, Johannis Buxtorfii, senioris, Linguae Sanctae in Academia Basileensi professoris publici, vita et mors (1630) 6.

7 J.F.G. Goeters, TRE XXV, 238.

8 Vgl. E. Bonjour, Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart (1960) 213–15.



Johannes Bixlerius.

Testament; beide traktierten auf exegetischer Grundlage auch das, was wir heute systematische und praktische Theologie nennen würden, ja dies wird überhaupt ihre eigentliche Aufgabe gewesen sein⁹. Keiner der damaligen Basler Professoren des Alten Testaments hat sich in das Gedächtnis dieser Wissenschaft eingegraben, mit einer Ausnahme, die die Regel bestätigt¹⁰: der auf seine alten Tage nach Basel verschlagene Karlstadt, Luthers ehemaliger Kollege und Widersacher, dessen lange vor seiner Basler Zeit geäußelter vorsichtiger Zweifel an der mosaischen Autorschaft des Pentateuchs¹¹ noch heute zum Repertoire der Einleitungen in das Alte Testament gehört. An dergleichen dachte der Reformator Oekolampad gewiss nicht, als er die Aufgabe des Professors der hebräischen Sprache harmlos dahin bestimmte, er solle die Grammatik lehren und zugleich einige Bibelverse mit grammatischen Erläuterungen interpretieren¹². Dieser Professor war, ebenso wie sein gräzistischer Kollege, Mitglied der rangmäßig und finanziell am niedrigsten gestellten philosophischen, der „Artistenfakultät“, seine Hörerschaft bestand aber naturgemäß vor allem aus Theologiestudenten. Indessen gewann das Studium des Hebräischen als der „dritten Sprache“ neben Latein und Griechisch im 16. Jahrhundert, genährt aus humanistischer und reformatorischer Wurzel, über die Hilfsfunktion zur Exegese hinaus allenthalben ein immer größeres Eigengewicht¹³. Man kann von da her der Verteilung des Alten Testaments auf die beiden Fakultäten, die es ja nicht nur in Basel gegeben hat, durchaus einen Sinn abgewinnen; der ihr zugrunde liegende (mindestens scheinbare) Dualismus der Aufgabe alttestamentlicher Wissenschaft hat in Basel noch lange nach der Aufhebung der in der philosophischen Fakultät angesiedelten Professur der hebräischen Sprache in Gestalt von zwei alttestamentlichen Professuren in der theologischen Fakultät, von denen die eine mehr philologisch, die andere mehr theologisch ausgerichtet war – böse Zungen sprachen von der „wissenschaftlichen“ und der „frommen“ Professur –, bis tief ins 20. Jahrhundert weitergelebt¹⁴.

Unter Buxtorfs Vorgängern auf dem hebraistischen Lehrstuhl ragt Sebastian Münster hervor (dort 1529–52), berühmt als Kosmograph, aber kaum weniger wichtig als Pionier der hebräischen Studien im deutschen Sprachgebiet. Er be-

9 Vgl. E. Vischer, Die Lehrstühle und der Unterricht an der theologischen Fakultät Basels seit der Reformation (Festschrift zur Feier des 450jährigen Bestehens der Universität Basel, 1910, 111–242) 133f.137f. (in selbständiger Paginierung 23f.27f.).

10 Ich sehe davon ab, dass Seb. Münster nach Karlstadts Tod neben dem hebraistischen vorübergehend auch noch den alttestamentlichen Lehrstuhl einnahm.

11 „[...] defendi posse, Mosen non fuisse scriptorem quinque librorum“ (A. Bodenstein, De Canonicis Scripturis libellus, 1520, gegen Mitte, aufgrund von Dtn 34).

12 „Hebree lingue professor grammaticam prelegat et una aliquot versus Biblie interprete-tur cum examinatione radicum declinationibus et coniugationibus adiunctis.“ (R. Thommen, Geschichte der Universität Basel 1532–1618, 1889, 307, vgl. 294, aber auch Vischer, Lehrstühle [Anm. 9], 120 [10]⁹).

13 Für England beschreibt das vorbildlich G. Lloyd Jones, The discovery of Hebrew in England: a third language (1983).

14 Vgl. R. Smend, Bibel und Wissenschaft (2004) 125–27.

trachtete sich hierin als Dritten im Bunde mit Johannes Reuchlin und Konrad Pellikan¹⁵, als seinen eigentlichen Lehrer aber verehrte er, wohl ohne ihm je persönlich begegnet zu sein, den größten jüdischen Gelehrten jener Zeit, den aus Franken gebürtigen, vor allem in Venedig tätigen Elias Levita (1469–1549), dessen vielfältiges philologisches Oeuvre er in lateinischen Übersetzungen der christlichen Gelehrtenwelt erschloss¹⁶. Seine eigene philologische Produktion, vornehmlich Lehrbücher, Grammatiken und Lexika, gipfelte in einer *Biblia Hebraica* mit lateinischer Übersetzung und einem Kommentar, der ausgiebig die rabbinischen Erklärungen benutzt. Bei aller Anknüpfung an die jüdische Wissenschaft wahrte er, einst franziskanischer Priester und jetzt reformatorisch geprägter Theologe, dem Judentum gegenüber entschieden die christliche Position; er beklagte ausdrücklich, dass der verehrte Elias Levita Christus widerstand und Jude blieb¹⁷. Sein hebräischer Stil wird von berufener Seite¹⁸ als „schlecht“ eingeschätzt. Aus seiner Lehrtätigkeit verdient Erwähnung, dass er Calvin ins Hebräische eingeführt haben dürfte¹⁹.

Indem der Antistes Grynaeus dem 23jährigen Johannes Buxtorf über dreieinhalb Jahrzehnte hinweg – inzwischen hatte der hebraistische Lehrstuhl fünf Besitzer gehabt²⁰ – das Erbe dieses Mannes antrug, bewies er einen außergewöhnlichen Instinkt. Zur endgültigen Ernennung kam es 1590, nach einer zweijährigen Zeit des Studierens und Lehrens, auch einer kurzen Reise in die übrige Schweiz²¹, mit dem Abschluss der Promotion zum Magister, der kurioserweise eine Disputation darüber vorausging, ob die Tiere ganz ohne

15 *Opus grammaticum consummatum* (1542) Vorrede.

16 Vgl. L. Geiger, *Das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland vom Ende des XV. bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts* (1870) 74–88; G.E. Weil, *Élie Lévi. Humaniste et Massorète* (1963) 221–34. Unentbehrliches bibliographisches Hilfsmittel hierfür und für alles Weitere: J. Priejs/B. Priejs, *Die Basler hebräischen Drucke 1492–1866* (1964, im Folgenden: Priejs, Drucke); immer heranzuziehen auch J. Priejs, *Die hebräischen Handschriften* (Publikationen der Universitätsbibliothek Basel 21, 1994), wo St.G. Burnett und Th. Willi die Buxtorf-Papiere bearbeitet haben.

17 Vgl. Weil a.a.O. 225.

18 Priejs, Drucke 500.

19 Vgl. E. Doumergue, *Calvin I* (1899) 505f.

20 Nach *Athenae Rauricae sive catalogus professorum Academiae Basiliensis* (1778) 442f.

21 Als Motiv der Reise von Heidelberg nach Basel (1588) gibt die Leichenrede an: „ut Grynaeum & Hospinianum hic Basileae, Dominum Henricum Bullingerum Tiguri, et Dominum Theodorum Bezam Genevae, viros sempiternâ praedicatione dignissimos videret, audiret, et ad ipsorum pedes solidiorem divinae Theologiae doctrinam imbiberet“ (Tossanus [Anm. 6] 7). Die alte Basler Universitätsgeschichte machte daraus: „dein Tigurum profectus Henr. Bullingerum, & Genevae postea Theod. Bezam adiit, eorumque institutionem percepit“ (Athenae Rauricae [Anm. 20] 444). Ähnlich K.R. Hagenbach, *Die theologische Schule Basels und ihre Lehrer* (1860) 27: „In Zürich lernte er Bullinger, in Genf Theodor Beza kennen.“ Der Hinweis, dass Bullinger bereits 1575 verstorben war (Kautzsch, *Rectoratsrede* [Anm. 2] 13), ließ die moderne theologische Lexikographie kalt: „[...] studierte u.a. [...] in Zürich unter Bullinger, in Genf unter Beza“ (RGG³ I, 1927, 1406, A. Bertholet); um eine Nuance vorsichtiger die Traditionskette: „[...] besuchte er Zürich, wo Heinrich Bullinger, und Genf, wo Theodor Beza lehrte“ (RE³ III, 1897, 613, E./C. Bertheau); „[...] besuchte B. Zürich, wo Heinrich Bullinger und Genf, wo Theodor Beza lehrten“ (BBKL I, 1975, 835, F.W. Bautz); „Nach kurzem Aufenthalt in Zürich, wo H. Bullinger, und Genf, wo Th. Beza lehrte“ (RGG⁴ I, 1998, 1927, J.Ch. Gertz).

Vernunft seien oder nicht (*utrum bestiae rationis sint omnino expertes necne*). „Wir erfahren [leider!] nichts darüber, wie Buxtorf diese wahrhaft disputable Frage entschieden habe.“²²

Im Haus des Leo Curione am Münsterplatz, wo er durch Grynaeus' Vermittlung wohnte und die Kinder unterrichtete, dauerte es bis zur Endgültigkeit etwas länger. Im Herbst 1592 suchte Buxtorf noch einmal seine westfälische Heimat auf – Hinreise von Basel bis Köln zu Schiff, von dort nach Kamen zu Fuß –, dann tat er den längst bedachten Schritt: „[...] endlich, am 10. dieses Monats Januar“, meldete er kurz darauf einem Freund mit Worten aus Ovids Liebeskunst (!), „fiel die ersehnte Beute in meine Netze: ich stürmte heran, riss sie an mich und sagte: Du allein gefällst mir“²³. Im Februar war Hochzeit. Das Ehepaar nahm Wohnung in der Bäumleingasse gegenüber dem Haus des Buchdruckers Hieronymus Froben, dem Sterbehaus des Erasmus von Rotterdam²⁴. Der Ehe entsprossen fünf Söhne (darunter früh verstorbene Drillinge) und sechs Töchter, die (1659 gestorbene) Mutter überlebte vier der Kinder. Vom ältesten Sohn, Johannes II, wird noch zu reden sein, der zweite, Hieronymus, offenbar das schwarze Schaf der Familie²⁵, endete als Offizier in polnischen Diensten, drei Töchter verbanden durch ihre Ehen das Haus Buxtorf noch enger mit dem angesehenen Basel: Maria heiratete den Leonhardspfarrrer Samuel Grynaeus, Lucia den Buchdrucker Johann Ludwig König, Magdalena den Theodorspfarrrer und späteren Antistes Theodor Zwinger; die vier Ehefrauen ihres Bruders Johannes II waren eine Werthemann, eine Werenfels, eine Bischoff und eine Lützelmann.

Dass Johannes Buxtorf I „urbi et orbi“ bewunderungswürdig gewesen sei, ist, die damaligen Maßstäbe vorausgesetzt, nicht einmal sehr übertrieben. Seinen Ruf weit über Basel hinaus bezeugen die 25 „*Epicedia* [Trauergedichte] *virorum clarorum*“ in Mittel-, West- und Osteuropa, die der gedruckten Gedenkrede des Basler Gymnasiarchen Daniel Tossanus²⁶ beigegeben wurden. Seine Werke waren weit verbreitet, er widmete sie wichtigen Personen und Institutionen und unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel; in der gelehrten Welt seiner Zeit gehörte er zur Prominenz. 1611 lehnte er eine Berufung an die Akademie in Saumur ab, 1625 eine besonders ehrenvolle an die Universität Leiden, in den Anfangswirren des Dreißigjährigen Krieges scheiterte ein Ruf nach Heidelberg. So blieb er der Urbs erhalten. Er behielt zeitlebens den Lehr-

²² Kautzsch 14.

²³ „[...] tandem decimo die hujus mensis Januarij incidit in casses praeda petita meos: accurri, arripui, dixi, Tu mihi sola places“ (Brief an Jacob Zwinger 18.1.1593, Univ. Bibl. Basel Fr.-Gr. II 8^o No. 257, vgl. Kautzsch 15); Ovid: *ars* 1,42; 2,2 (Hinweis von Prof. Fidel Rädle).

²⁴ Bis vor Kurzem Galerie Beyeler (Nr. 9). – Johannes II wohnte nicht mehr dort, sondern im (1758 vergrößerten) Haus zur Hohen Sonne Rittergasse 21, ebenso Johann Jacob, dessen Witwe es 1735 verkaufte. Johannes III dürfte im Zerkindenhof Nadelberg 10 (heute Theologisches Seminar) gewohnt haben; jedenfalls verkauften ihn seine Erben ebenfalls 1735.

²⁵ Vgl. Kautzsch 18f.

²⁶ S.o. Anm. 6.

stuhl in der philosophischen Fakultät bei; als 1610 durch den Tod des orthodox calvinistischen Systematikers Amandus Polanus von Polansdorf, Schwiegersohns des J.J. Grynaeus, der alttestamentliche Lehrstuhl frei wurde, schlug er das Angebot aus, ihn zu übernehmen; die eigentliche Exegese mit ihren theologischen Implikationen war weniger seine Sache, und außerdem hätte er bei den Theologen über kurz oder lang in die damals noch von Grynaeus besetzte, ihm vollends nicht gemäße neutestamentliche Professur aufrücken müssen²⁷.

Das fällt um so mehr auf, als es auch den Verzicht auf ein höheres Gehalt bedeutete. In dieser Hinsicht war Buxtorf in Basel nie zufrieden. Als 1610 die holländischen Generalstaaten die Widmung des „Thesaurus grammaticus“ mit einer Gabe von 300 Gulden quittierten, bedankte er sich in überschwänglichen Worten und fügte hinzu: „Wenn einer hier die Last von hundert Eseln auf sich bürdete, so wird ihm gleichwohl nicht mehr zu Lohn als einem Esel.“²⁸ Dass Buxtorf trotzdem eine große Familie erhalten und darüber hinaus eine eigene umfangreiche hebräisch-aramäisch-jiddische Bibliothek aufbauen konnte, setzte die Erschließung einer weiteren Einnahmequelle voraus. So beteiligte er sich an der Herstellung hebräisch gedruckter Bücher und am Handel mit ihnen, „as a censor, editor, corrector, and business representative“ – dies alles in einem Umfang, dass man es „Buxtorf’s second job“ nennen kann²⁹. Die jüdischen Kontakte, die sich dabei innerhalb und außerhalb Basels ergaben, brachten einen wissenschaftlichen Gewinn, der den finanziellen womöglich noch überstieg.

Buxtorfs Basler Lehrveranstaltungen scheinen, warum auch immer, keinen großen Zulauf gehabt zu haben³⁰. Gleichwohl erwarb er sich „urbi et orbi“ als Lehrer des Hebräischen einen Namen wie nach ihm nur Wilhelm Gesenius. Seine Wörterbücher und Grammatiken beherrschten über Generationen den Markt und prägten ebenso den Unterricht wie die Wissenschaft. Es kam nicht von ungefähr, dass er seine erste Grammatik, die „Praeceptiones“ von 1605, mit einer Vorrede an die Ratsherren der Stadt Hamm in Westfalen begann, wo er einst durch einen dankbar erwähnten Lehrer namens Georg Fabricius in die Anfangsgründe des Hebräischen eingeführt worden war. Auf das Lernen der Sprachen in den Schulen komme es gerade heute entscheidend an: durch die Unkenntnis der Sprachen hätten schreckliche Finsternisse lange die Kirche Christi verdunkelt, durch das Geschenk der Sprachen sei ihr nunmehr das Licht des göttlichen Wortes zurückgegeben; an der Bewahrung dieses Lichtes sei mit äußerster Anstrengung zu arbeiten. Nach den Ratsherren werden die jetzigen Schüler des Hebräischen und ihre Lehrer angeredet und mit allerlei nützlichen Empfehlungen versehen, beginnend mit der Maxime, in den Schulen sei es

²⁷ Vgl. Kautzsch 20f.

²⁸ Brief an Joh. Uytenbogard vom 15.3.1610. Übersetzung nach K. Buxtorf-Falkeisen, Johann Buxtorf Vater [...] erkannt aus seinem Briefwechsel (1860) 16; vgl. Burnett 30.

²⁹ Burnett 35. Diese Seite von Buxtorfs Tätigkeit herausgearbeitet zu haben, ist eins der Hauptverdienste des Burnettschen Buchs (vgl. dort 35–53).

³⁰ Ebd. 24.

besser, mit wenigen Worten viel, als mit vielen Worten wenig zu lehren, כִּי הַיּוֹם
 קָצֵר וְהַמְלָאָה מְרֻבָּה :קצֵר „Nam dies brevis est, & opus multum, ajunt Hebraei“ – das
 könnte auch als Buxtorfs Lebensmotto gelten. Die Grammatik mündet zum
 Abschluss des vorgesehenen einjährigen Kurses in eine kleine Chrestomathie
 aus messianischen Verheißungen (promissiones de Messia sive Christo) in
 vokalisiertem Hebräisch mit Angabe der vorkommenden schwachen Verbwur-
 zeln am Rand und interlinearer lateinischer Übersetzung, die, um es nicht zu
 leicht zu machen, auf dem Kopf steht³¹. Allenthalben sieht man den Praktiker,
 der Buxtorf offenkundig gewesen ist; man sieht aber auch den Theologen, der
 seine philologische Arbeit von vornherein in den Dienst der Kirche stellt.

Noch vor den „Praeceptiones“ hatte er, gemeinsam mit ihnen zu benut-
 zen, 1600 als sein Erstlingswerk die „Epitome radicum Hebraicarum“ heraus-
 gebracht, ein Wörterbuch im Taschenformat für den studentischen Gebrauch,
 angeregt und mit einem Vorwort versehen von Polanus, dem Alttestamentler in
 der anderen Fakultät – sowohl die Aufgabenteilung als auch die Rangordnung
 kommt darin schön zum Ausdruck³². Der Titel des Bändchens zeigt an, dass die
 hebräischen Wörter in ihm nicht insgesamt alphabetisch, sondern wo möglich
 nach dem Alphabet der dreiradikaligen „Wurzeln“ (radices) angeordnet sind.
 1607 übertrug er den Titel „Epitome radicum“ auf ein in der Anführung
 von Bedeutungen und Belegen stark erweitertes, im Format von Duodez auf
 Oktav vergrößertes Lexikon, das auch das biblische Aramäisch einbezog und
 also „Epitome radicum Hebraicarum et Chaldaicarum“ und seit der zweiten
 Auflage (1615), auf die bis ins 19. Jahrhundert zahlreiche weitere folgten, an-
 gemessen „Lexicon Hebraicum et Chaldaicum“ hieß. Auf dieses Buch bezieht
 sich Richard Simons Diktum: „La plus-part de ceux qui se vantent aujourd'hui
 de sçavoir la Langue Hebraïque, n'ont presque point eu d'autre Maître que le
 Dictionnaire de Buxtorfe, qu'ils ont jugé être le meilleur, parce qu'il est le plus
 abrégé & le plus methodique.“³³ Noch zweihundert Jahre nach seinem ersten Er-
 scheinen sagte Wilhelm Gesenius von Buxtorfs Lexikon im Präsens: „Es emp-
 fiehlt sich durch zweckmäßige Anordnung und Auswahl“³⁴. Wenn Gesenius
 allerdings hinzufügte, „hier und da“ sei „das Syrische benutzt“, dann war das
 mehr Tadel als Lob: Buxtorf hat die Nachbarsprachen oder, wie Gesenius sie
 nennt³⁵, die „verwandten Dialekte“ nicht herangezogen, genau genommen das
 Arabische, mit dem er nicht vertraut war³⁶. Dem steht aber gegenüber, dass er

31 Vielleicht ist von Interesse, um welche Texte es sich handelt: Gen 3,14f.; 49,8–10; Dtn 18,15–19; Jes 7,10; 9,6; 11,1–5; Jer 23,5f.; Ez 34,23f.; Dan 9,24f.; Mi 5,2; Hag 2,7–10; Sach 6,11–13; 9,9f.; Mal 3,1; 4,5f.; Jes 53,4–12; Ps 6,1–10; 12; 15; 23; 32; 67; 110; 117; 121; 130 (hier nach der erweiterten Liste Epitome gramm. Hebr. 71658, 110–35).

32 Kautzsch 35 hat die Existenz dieses Büchleins schlichtweg bestritten, weil sich in Basel kein Exemplar erhalten hat. Aber die Bodleiana besitzt sogar zwei (Prijs, Drucke 278f.).

33 Histoire critique du Vieux Testament (1685) 359.

34 Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift (1815) 113.

35 Ebd. 112.

36 Burnett 127.

die jüdischen Kommentare des Mittelalters vollständiger eingearbeitet hat als jeder seiner christlichen Vorgänger, wie denn überhaupt sein Lexikon auf neuer Stufe ein ebenso schlagendes „Beispiel eines erfolgreichen Wissenschaftstransfers“ ist wie das Werk Sebastian Münsters³⁷. Mit Grund trägt die „Epitome“ von 1600 den hebräischen Obertitel ספר השרשים קצור („Kurzes Verzeichnis der Wurzeln“), unter stiller Bezugnahme auf den ספר השרשים („Verzeichnis der Wurzeln“) des David Kimchi (Radak); ihre unmittelbare Vorlage ist wahrscheinlich die „Epitome Thesaurus Linguae Sanctae Hebraeae“ des italienischen Dominikaners Sanctes Pagninus (zuerst 1529) gewesen³⁸, diese „Quintessenz der wichtigsten rabbinischen Ausleger mit Angabe der Auctoritäten, genauen Citaten, Erklärung schwieriger Stellen“³⁹. Buxtorfs Anschluss an die Wörterbücher von Kimchi und Pagninus zeigt, dass eigene Originalität ihm nicht zuoberst stand: „His intention was clearly not to break new philological ground but rather to refine existing works by providing far more references to other Jewish sources, particularly to biblical commentaries.“⁴⁰

Aber Buxtorf leistete auch Pionierarbeit. Während die hebräischen Wörterbücher in Duodez und Quart von Auflage zu Auflage weiterliefen⁴¹, arbeitete er zwei Jahrzehnte lang an einem Folianten namens „Lexicon Chaldaicum, talmudicum et rabbinicum“, den erst 1639 der Sohn herausbringen konnte und der sicher zu einem erheblichen Teil dessen Werk gewesen ist. Aber der Sohn schrieb im Vorwort: „Maneat Parenti sarta tecta gloria Authoris“ und stellte dem Titelblatt ein besonders prächtiges Kupfer mit dem Porträt des Vaters gegenüber. Dieser habe, so das Vorwort, im Jahre 1609⁴² die Arbeit begonnen („hanc telam est orsus“) und sie durch zwanzig Jahre „immensis laboribus & sudoribus“ fortgesetzt, wobei sie sich als immer weiträufiger erwies und unbeschadet aller natürlich auch hier unumgänglichen Anknüpfung an die Vorgänger sowohl in der Sammlung des Materials als auch in dessen Disposition immer selbständiger wurde. Halb spielerisch hatte der Vater schon 1615 dem „Lexicon“ ein „Lexicon breve rabbinico-philosophicum“ beigegeben, und der Sohn war bereits durch seine Erstlingsarbeit, das „Lexicon Chaldaicum et Syriacum“ von 1622⁴³ auf das große Werk vorbereitet, aber dieses bedeutete doch eine ganz andere Aufgabe. Die Umsicht und die Sorgfalt, mit denen Vater

37 Vgl. Th. Willi in G. Veltri/G. Necker (Hg.), Gottes Sprache in der philologischen Werkstatt (2004) 43.

38 Burnett 122 (mit Nachweis der in Buxtorfs Besitz befindlichen Ausgaben des Kimchi und des Pagninus).

39 Gesenius, Geschichte 113.

40 Burnett 126.

41 Das Taschenwörterbuch, 1600 Epitome genannt, erhielt spätestens 1613 den Titel „Manuale“. Mit seiner Bezweiflung eines „Manuale“ bereits von 1602 könnte Kautzsch 36 im Recht sein, da dieses Büchlein nur aus anderweitiger Nennung bekannt ist (Prijs, Drucke 293) und das „Manuale“ von 1613 ein Auszug aus der erweiterten „Epitome“ von 1607 sein dürfte (Kautzsch; Burnett 123113).

42 Der von Burnett 129 aus einem Brief des Sohnes von 1628 erschlossenen Jahreszahl 1608 vorzuziehen.

43 S.u. 18.

und Sohn sie auf 2678 Folioseiten gelöst haben, ist von Constantijn L'Empereur („truly worthy of eternity“)⁴⁴ bis zu Wilhelm Gesenius („ein höchst fleißiges und meist ausreichendes lexicalisches Hilfsmittel“)⁴⁵, ja bis zu Emil Kautzsch (ein „unentbehrliches Hilfsmittel für den Fachgelehrten“)⁴⁶ mit viel Lob bedacht worden. Es hat Generationen den Zugang zur nachbiblischen jüdischen Literatur erschlossen und bietet, obwohl es von vornherein auch seine Mängel hatte⁴⁷ und inzwischen natürlich für den wissenschaftlichen Gebrauch längst nicht mehr ausreicht, durch die Reichhaltigkeit seiner aramäisch-lateinischen Belege und Beschreibungen dem Interessierten immer noch eine willkommene Orientierung, die leicht in ausgiebige Lektüre übergeht.

Weniger Mühe hatte der Sohn mit dem anderen Folianten, den ihm der Vater hinterließ, den „Concordantiae biblicorum Hebraicae“, einer Neubearbeitung der 1581 in Basel erschienenen Konkordanz des Isak Natan mit der durchgehenden Änderung, dass die Stellen jeweils nach den (zudem ins Lateinische übersetzten) Formen gruppiert sind – wiederum nach dem Urteil des Berufensten „eine weit bequemere Methode, die die Beobachtung sehr erleichtert“⁴⁸. Das Werk kam 1632 heraus, 1861 wurde es noch einmal mit einigen Änderungen neu aufgelegt – nicht als Dokument der Wissenschaftsgeschichte, sondern für den praktischen Gebrauch. Noch Emil Kautzsch, dessen Basler Rektoratsrede von 1879 dem vor genau 250 Jahren gestorbenen Buxtorf galt, nannte es mit Selbstverständlichkeit „eines der wichtigsten Hilfsmittel für die sprachliche und kritische Erforschung des alten Testaments“⁴⁹. Erst an der Schwelle zum 20. Jahrhundert, 1896, wurde es in dieser Funktion durch Solomon Mandelkerns Konkordanz abgelöst.

Kaum weniger als Buxtorfs Lexika sind seine Grammatiken verbreitet gewesen. Auch hier verfasste er zunächst ein Schulbuch, die uns schon begegneten „Praeceptiones grammaticae de Lingua Hebraea“ (1605), in der dann oft wieder aufgelegten, erheblich umfangreicheren Neuausgabe von 1613 „Epitome grammaticae Hebraeae“ genannt⁵⁰. Wie bei den Lexika kam bald ein größeres Buch hinzu, der „Thesaurus grammaticus Linguae Sanctae Hebraeae“, zuerst 1609. In dessen Vorwort stellt Buxtorf zwei „Defekte“ des Faches fest: die Beschränkung auf die einzelnen Wörter und deren Abwandlungen unter Verzicht darauf, „de conjuncti [...] sermonis ratione“, also von der Syntax, zu handeln, und die

44 Zit. nach P.T. van Rooden, *Theology, Biblical Scholarship and Rabbinical Studies in the Seventeenth Century* (1989) 183.

45 Hebräisches und chaldäisches Handwörterbuch über das Alte Testament (†1823) XXVI.

46 Kautzsch 8.

47 Vgl. C. Siegfried, *ZAW* 2 (1882) 182.

48 Gesenius, *Handwörterbuch* IX.

49 Ebd. 7.

50 Nebenbei: es ist nicht ohne Reiz, die „Epitome“ zusammen mit dem Referat des bekannten Fördertheologen Coccejus zu lesen (*Observationes Ad Clarissimi Johannis Buxtorfii Epitomen Grammaticae Hebraeae*, in Joh. Cocceji *Opera omnia theologica, exegetica, didactica, polemica, philologica*, Frankfurt a.M. 1702, VII, unpaginiert).

Vernachlässigung des außerbiblischen Hebräisch; diesen Mangel zu beheben habe sich einzig Sebastian Münster bemüht. So enthält der „Thesaurus“ nach der Laut- und Formenlehre eine fast ebenso lange Syntax, über die Gesenius allerdings zu Recht geurteilt hat, es sei „vieles dahin gezogen, was der Formenlehre gehört“⁵¹. Der Behebung des zweiten „Defekts“ dienen in der angeschlossenen Metrik eine Reihe nachbiblischer Gedichte und vor allem eine „Kurze Anleitung zur Lektüre unvokalisierter rabbinischer Texte“ (*Instructio brevis ad lectionem rabbinicam absque punctis vocalibus*) sowie eine Einführung ins Jüdisch-Deutsche (*Lectiones Hebraeo-Germanicae usus et exercitatio*) mit einer Reihe von Beispielen. Leider ist die „*Instructio brevis*“ in der 2. Auflage (1615), statt, wie zwischendurch angekündigt⁵², in erweiterter Fassung wiederzukehren, fortgefallen und auch später nicht mehr ersetzt worden. Insgesamt übertrifft für Gesenius der Thesaurus „an Ausführlichkeit, Genauigkeit und Methode alle frühern und die rabbinischen Grammatiken weit, wenn man gleich an Materie und Form die Bildung des Vfs. nach den letztern erkennt“⁵³. Gleichzeitig mit der 2. Auflage des Thesaurus, 1615, erschienen die „*Grammaticae Chaldaicae et Syriacae libri III*“, wie er in zwei Büchern die Laut- und Formenlehre und die Syntax enthaltend und im dritten Buch unter der Überschrift „*De praxi grammaticae*“ eine Chrestomathie mit vielen nützlichen Erläuterungen anschließend.

Buxtorfs Bienenfleiß produzierte zum nachbiblischen Hebräisch und seiner Literatur noch einige kleinere Werke, die man neben den großen nicht vergessen sollte: einen Briefsteller, 1603 als *ספר אגרות שלומים* oder „*Sylvula epistolarum Hebraicarum familiarum*“ eine jüdische Vorlage teilweise mit lateinischer Übersetzung wiedergebend, 1610 durch eine immer noch lesenswerte ausführliche „*Institutio epistolaris Hebraica*“ mit 100 Musterbriefen ersetzt, und 1613 unter dem Titel „*De abbreviaturis Hebraicis*“ eine Aufschlüsselung der in der rabbinischen Literatur gebräuchlichen Abkürzungen, daran angeschossen eine Inhaltsangabe des Talmuds und eine alphabetisch angeordnete Bibliographie der rabbinischen Literatur („*Bibliotheca rabbinica*“) – großenteils aufgrund von Drucken und Manuskripten, die Buxtorf selbst besaß und die 1705 an die öffentliche Bibliothek der Universität Basel verkauft wurden⁵⁴.

Zwei Folianten, die Konkordanz und das „*Lexicon Chaldaicum, talmudicum et rabbinicum*“, musste Buxtorf also seinem Sohn zur Fertigstellung hinterlassen, den dritten konnte er selbst vollenden: die „*Biblia Sacra Hebraica et Chaldaica*“ von 1618/19, bekannt als „Basler rabbinische Bibel“, so genannt wegen der Zufügung nicht nur von Masora und Targumen, sondern, um den Rand,

51 Geschichte (Anm. 34) 110.

52 Vgl. Prijs, Drucke 328.

53 Gesenius, Geschichte 110. Unmittelbares Vorbild war die *Grammatica Hebraea* des Petrus Martinus (1590); Nachweise bei Sophie Kessler-Mesguich, *Les études hébraïques en France de François Tissard à Richard Simon* (2013) 220–22.

54 Prijs, Drucke 324; Burnett 272–84.

auch von einer Anzahl rabbinischer Kommentare (Raschi, Ibn Esra, David Kimchi usw.). Das mit großem Aufwand hergestellte Werk ist im wesentlichen ein Nachdruck der berühmten venezianischen Bombergiana des Jakob ben Chajim (zuerst 1524/25), auf deren Bibeltext noch der von Kittels Biblia Hebraica in ihren ersten Auflagen beruhte, und, so Julius Wellhausen, „diesem Hauptwerke [der Bombergiana] gegenüber in jedem Betracht sekundär, so ein grosser Gelehrter Buxtorf auch war“⁵⁵. Buxtorfs zentrales Anliegen war die Darstellung und Sicherung des unbedingt sicheren hebräischen Textes: „Textum Hebraeum antiquissima & verissima sua puritate et substantia, in minimo etiam apice, reliquimus. Impius enim, quisquis ei aliquid vel addiderit vel detraxerit, aut quovis modo in eo quid mutaverit.“⁵⁶

Von vier einleitenden und kommentierenden Beilagen, die Buxtorf seiner Bibel zugedacht hatte, brachte er nur zwei zu Papier, „Tiberias“ über die Masora und „Babylonia“ über die Targume. Während „Babylonia“ bis zum heutigen Tag ungedruckt in der Basler Bibliothek liegt⁵⁷, erschien „Tiberias“ bereits 1620, und zwar gleich doppelt, in Folio und gekürzt in Quart. Und darüber urteilte Wellhausen anders als über die Bibel: „Tiberias“ war ihm, noch vor dem *Lexicon Chaldaicum*, Buxtorfs „bedeutendstes Werk“, „das Product einer von keinem Christen und wenigen Juden erreichten Gelehrsamkeit und bewundernswerth einfach“. Um den deutschsprachigen Studenten des späten 19. Jahrhunderts von der Art der Masora überhaupt ein Bild zu geben, gab Wellhausen kurzerhand Buxtorfs Interpretation der Masora zu Gen 1,1–6 in deutscher Übersetzung wieder⁵⁸.

Auch bei diesem Buch folgte Buxtorf einem jüdischen Vorbild, des Elias Levita „Massoret hammassoret“ (Überlieferung der Masora) von 1538, von der er sich schon 1596 zu seinem Privatgebrauch eine lateinische Übersetzung angefertigt hatte⁵⁹. Aber gerade zu diesem Vorbild setzte er sich an zentraler Stelle in Widerspruch, nämlich bei der Frage des Alters der Vokale und Akzente im hebräischen Bibeltext. Levita hatte, nicht ganz ohne Vorgänger – voran der spanische Dominikaner Raimundus Martinus im 13. Jh. –, die Tradition bestritten, nach der die Vokale und Akzente bereits auf die göttliche Offenbarung am Sinai oder doch wenigstens auf „die Männer der Großen Synagoge“ um Esra gleich nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil zurückgingen, und hatte dagegen ihren erst nachtalmudischen Ursprung zu erweisen unternommen. Die

55 (F. Bleek–) J. Wellhausen, Einleitung in das Alte Testament (*1878) 566.

56 Vorwort, 7. Absatz.

57 F IX 41. Einige Proben gibt A. Merx, Johannes Buxtorfs des Vaters Targumcommentar Babylonia, in: ZWTh 30 (1887) 280–99, 462–71; 31 (1888) 41–48; vgl. auch schon Joh. Buxtorf III, *Catalecta philologico-theologica* (1707) 348–51.

58 Wellhausen (Anm. 55) 652, 688f.

59 Seine mehrfache Mitteilung darüber (vgl. Prijs, Drucke 297f. und Burnett 211³⁹) rechtfertigt schwerlich die Annahme einer verschollenen (zweisprachigen?) Edition (Th. Willi, ThZ 53, 1997, 171²⁹).

Frage gewann bald eine gewisse kontroverstheologische Brisanz⁶⁰. Während etwa Luther die „Punkte“ eher nonchalant für „ein new menschen fündlein“ der Rabbinen erklärte⁶¹ – ebenso dachten Zwingli⁶² und Calvin⁶³ –, witterte die beginnende Orthodoxie hier eine Gefahr für die Lehre von der absoluten Zuverlässigkeit der Heiligen Schrift, vollends nachdem die katholische Polemik begonnen hatte, sich die These des Elias Levita in dieser Richtung zunutze zu machen. So spielte im dogmatischen System des Baslers Polanus, wie er es in seinem „Syntagma theologiae Christianae“ (1609/10) entwickelte, die Integrität des hebräischen Bibeltextes in seiner uns vorliegenden Form, also unter Einschluss der Vokale und Akzente, eine wichtige Rolle⁶⁴. Allerdings gingen die Argumente des Polanus nicht sehr weit über die Maxime hinaus, dass historisch nicht sein kann, was dogmatisch nicht sein darf. Unter diesen Umständen musste ihm philologische Unterstützung willkommen sein, und so liegt die Vermutung nahe, dass er seinen rangniederen hebraistischen Kollegen, mit dem er auch persönlich eng verbunden war⁶⁵, dazu animiert hat, für die gemeinsame Sache des rechten Glaubens noch einige Kastanien aus dem Feuer zu holen. Buxtorf entledigte sich der Aufgabe, so gut es eben ging. Im selben Jahr, in dem des Polanus „Syntagma“ erschien, 1609, ließ er in seinem „Thesaurus grammaticus“ den Abschnitt über die Akzente in eine 14seitige Auseinandersetzung mit Levita münden⁶⁶, wobei er die Apologetik des Polanus breit zitiert in den Mittelpunkt stellte⁶⁷. Gegen die Argumente des Levita, im Talmud und der verwandten Literatur seien die Vokale und Akzente weder erwähnt noch vorausgesetzt, sie seien auch für das Verständnis der noch lebenden Sprache nicht nötig gewesen, zudem seien ihre Bezeichnungen überwiegend aramäisch, nicht hebräisch, kämpfte Buxtorf seinerseits mit allerlei Gegenargumenten und Autoritäten an, aber offenbar selbst nicht ganz davon befriedigt, so dass er diesen Passus 1615 aus dem Thesaurus (2. Aufl.) herausnahm und 1620 durch eine ausführlichere Erörterung des Problems in der „Tiberias“ ersetzte, die zwar neues Material, aber eigentlich keine neuen Argumente brachte. Im Zentrum steht der Versuch, die nachtalmudische palästinensische Masoretenschule („Tiberias“!), auf die Levita die Vokale und Akzente zurückführte, möglichst klein und die von der jüdischen Tradition postulierte um viele Jahrhunderte ältere „Große Synagoge“ des Esra und seiner Männer⁶⁸ möglichst groß zu machen, damit die letztere als Ort für die Abschlussarbeiten an der alttestamentlichen

⁶⁰ Einen guten Überblick gibt R.A. Muller, The debate over the vowel points and the crisis in orthodox hermeneutics, JMRS 10 (1980) 53–72.

⁶¹ WA LIII, 648, 1, vgl. XLIV, 683, 3–6.

⁶² Vgl. CR CI, 98.

⁶³ Vgl. CR XXII, 305f.

⁶⁴ P. 479–516.

⁶⁵ Vgl. Burnett 210³⁵.

⁶⁶ P. 55–69.

⁶⁷ 61–64.

⁶⁸ Vgl. zuletzt J. Kiefer, Festschrift Th. Willi (2007) 221–33.